

Geist und Ganzheitlichkeit nach Gregory Bateson

Essay über systemische Sichtweisen des Wissens, der Sprache und der Kunst

Autor: Michael Sperer

Seminararbeit im Fach „Themen der theoretischen Soziologie II“, Institut für theoretische Soziologie,
Johannes Kepler Universität Linz, Sommersemester 2008

Abstrakt:

In this essay I'm trying to reconstruct the systemic, epistemologic and ecologic view of knowledge, speech and art by anthropologist Gregory Bateson (1904-1980). By comparing with newer (social) systemic approaches, a central idea lies in observing relations instead of substances in nature and mind. Complex areas as the connection between consciousness and unconsciousness and the emergence of speech will be discussed in comparison with primitive forms of art and handcraft.

1. Einleitung

Ein besonderes Merkmal, das die Arbeit Gregory Batesons auszeichnet, ist der Fokus auf Beziehungen. Diese können als zentraler Gegenstand der Soziologie bezeichnet werden, durchdringen aber in ihrer allgemeinsten Bedeutung ebenso die Psychologie, die Kultur, die Ökologie uvm. Bateson könnte eventuell als „Beziehungswissenschaftler“ gesehen werden und ist so für viele Disziplinen gleichermaßen interessant: kehrt man den „Blick“ von einer Realität aus sichtbaren Subjekten ab und bedenkt die vielen unsichtbaren Relationen und Wirkungen zwischen diesen, lassen sich dynamische Beziehungsmuster feststellen, die Subjektbildung sowohl ermöglichen als auch bedingen. Diese Sichtweise unterscheidet sich möglicherweise von jener, die wir alltäglich zur Beschreibung der Realität heranziehen, wo wir Subjekte¹ meist nach ihrer offensichtlich wahrnehmbaren manifesten Gegenständlichkeit identifizieren und abgrenzen, ohne dass die mehr oder weniger latenten Verbindungen, aus denen sie im Grunde bestehen, ausreichend berücksichtigt werden. Dies resultiert nach Bateson aus natürlichen Grenzen unseres Bewusstseins und der menschlichen Fähigkeit zur Abstraktion mittels einer digital charakterisierten Sprache². Eine gewisse „Subjektorientiertheit“ unserer Sprache - und vielleicht unseres Bewusstseins im Allgemeinen - wird von Bateson teilweise angesprochen und kritisiert, wenn Gefühle wie z.B. Liebe, Hass, Furcht etc. als isolierte Empfindungen des Individuums gesehen werden, obwohl sie meist auf andere bezogen sind und folglich auch vergleichbare Muster sozialer Sachverhalte (Kontingenzen) sind (vgl. Bateson 1936: S. 234; 1981: S.197). Da sich die Realität nach Bateson in unzähligen Kausalketten & -kreisläufen (vgl. Bateson 1981, S. 204-205)

1 Im Text wird der Begriff Subjekt anstatt Objekt verwendet, da die Beobachtung der Realität das eigene Selbst beinhaltet.

2 Sprache hier definiert als bildliches und/oder abstraktes Modell zur Bestimmung der Realität sowie als Kommunikationsform konstituives Element zur Bildung sozialer Realitätskontingenzen.

darstellt, sollen hier seine Thesen aus der Perspektive „Geist und Ganzheitlichkeit“ diskutiert werden. Eine Grundaussage Bateson's ist die zweckgebundene, selektive Wahrnehmung des Bewusstseins einzelner Kreislaufbögen einer vom Unbewussten viel umfangreicher verarbeiteten Realität. So ist „...die bewusste Auffassung des Netzwerks als ein Ganzes eine ungeheuerliche Leugnung der Integration dieses Ganzen.“ (1981, S. 203). So bestimmt auch jede wissenschaftliche Sichtweise Realität nach ihrer eigenen Terminologie, während sie andere Sichtweisen ausspart. Dies sollte der Text berücksichtigen, weshalb Bezüge zur Soziologie zugunsten erkenntnistheoretischer Ausführungen weniger im Vordergrund stehen. Dabei sollen sich anschlussfähige Aussagen Niklas Luhmanns wiederfinden, um einer „Ganzheitlichkeit“ - wenn schon sprachlich-rational eingeschränkt darstellbar - zumindest in kleinen Absätzen näher zu kommen.

2. Qualitative und quantitative Grenzen des Bewusstseins

Mit der Perspektive einer durch und durch aus Zusammenhängen bestehenden Welt fällt es schwer, einen thematischen Punkt zu setzen, an dem man anfängt, um in weiterer Folge eine gegliederte Beschreibung dieser Sichtweise zu geben. Bateson löst dieses Problem, in dem er in seinem Theorieentwurf über „Stil, Grazie und Information in der primitiven Kunst“ auf die Unterscheidung zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein hinweist. Diese beiden Ebenen des Geistes scheinen bei Tieren noch wesentlich stärker integriert zu sein als beim Menschen, der durch Selbstbewusstsein, abstraktem Denken und Kommunizieren (im Gegensatz zu einfacher, „bildlicher“ Kommunikation von Tieren) vielen potentiellen Täuschungen ausgeliefert ist. Nicht nur verwendet der Mensch in bewussten d.h. *sekundären Denkprozessen* mehrheitlich bereits die Logik der Sprache, die von jener der unbewussten, *primären Prozesse* abweicht, auch erlaubt uns das Bewusstsein quantitativ wie qualitativ nur sehr beschränkt auf unser Wissen zurückzugreifen.

Müssten wir beispielsweise eine umfassende Beschreibung aller Ereignisse vornehmen, die zur Fertigung eines selbstgemachten (Kunst-)Gegenstandes notwendig waren, könnten wir zum einen nicht mehr die Summe aller Details des Arbeitsverlaufs wiedergeben, geschweige denn die Summe der Tätigkeiten die notwendig waren, um die Arbeit überhaupt beginnen zu können usw. usf.. Die Gesamtheit der „automatisierten“ Ereignisse unseres täglichen Schaffens fasst Bateson mit dem Begriff der *Gewohnheit* zusammen, in der sich das Unbewusstsein zu erkennen gibt (vgl. 1981, S.200). Im Ausblenden gewöhnlicher Tätigkeiten liegt u.a. eine wichtige Ökonomie unseres Denkens - der wir vielleicht im Alter gerne durch unkonventionelles, „bewusstmachendes“ Handeln und Erinnern gegensteuern wollen - die aber eine notwendige Voraussetzung zur Bewältigung tatsächlich neuer Aufgaben ist.

Zum anderen wäre eine qualitative Erklärung der Fertigkeiten, d.h. wie oder auf welche Weise wir den Gegenstand zu dem gemacht haben, was er ist, ebenso schwer möglich. Bateson erklärt diese Schwierigkeit anhand folgender Erkenntnisse: Erlerntes Wissen über Denken, Handeln und Wahrnehmung wird nach

Samuel Butler durch Übung in unbewusstere Ebenen abgelegt, weshalb bestehende Fertigkeiten mit dem Grad ihrer Ausprägung umso unauffälliger (und schwieriger sprachlich kommunizierbar) angewendet werden. Damit hängt auch ein enormer, unbewusster Bestand mathematischen Wissens (Perspektive, Dynamik, etc.) zusammen, den wir Adalbert Ames' zufolge vielfach anwenden, ohne ihn rational begründen zu können. Zudem ist der Primärprozess anders strukturiert als das Bewusstsein, was Sigmund Freud und andere durch die Traumdeutung herausgefunden haben. Demnach haben Träume als das pure Unbewusste einen relationalen und metaphorischen Charakter, worin Subjekte und ihre Eigenschaften variabel in Beziehung gesetzt werden, die als Metaphern anderer und/oder umfassenderer Zusammenhänge im Bewusstseinszustand interpretiert werden können. Für Bateson scheint das technische wie ästhetische In-Beziehung-Setzen eines Handwerkers von Form, Material und Farbe in seinem Werk zum Teil dieser unbewussten Logik unterworfen zu sein. Als viertes Hindernis zur Erklärung des „Zustandbringens“ eines produzierten Gegenstands ließe sich die Verdrängungstheorie Freuds heranziehen, die das Einsperren unerwünschter Triebe in vom Bewusstsein nicht erreichbare Ebenen des Geistes annimmt (vgl. auch Hofstadler, 2006, S. 72). Bateson teilt zwar diese These nicht vollständig, doch mögen Affekte oder unbewusste Diskrepanzen ebenso eine Rolle dabei spielen, wenn manche Arbeitsschritte auf unnachvollziehbare Weise vorgenommen werden.

Diese Schnittstellen zum Unbewusstsein ermöglichen uns den Rückgriff auf vorhandene Fertigkeiten und Kenntnisse, ohne aber sie meist ausreichend erklären zu können. Den Vorgang des Rückgriffs bezeichnet Bateson auch als *Einführung* in sich und in den bearbeiteten Gegenstand. Ein versierter Produzent kann – wie umgangssprachlich gerne gesagt – eine „Beziehung zum Werk“ herstellen, weil er über umfangreiches Beziehungswissen verfügt, mit dem er Verbindungen zwischen Objekten anders konstruiert und einen innovativen, interessanten, verblüffenden usw. Gegenstand erschafft.

Wir können uns durch kognitives Rekonstruieren eines geschaffenen Werkes nur einen Teilbereich aller darin enthaltenen Wahrheiten bewusst machen, obwohl wir im Unbewusstsein ungleich mehr darüber wissen müssten, sofern wir es selbst gestaltet haben. Doch auch der Beobachter des Werkes kann Rückschlüsse über darin enthaltene Informationen anstellen mittels Einführung in seine eigenen unbewussten Wissensbestände. Bateson behandelt diesen Zugriff auf unser Gesamtwissen neben den Möglichkeiten Lernen/Übung, Drogenkonsum und Traumdeutung vorwiegend anhand der Gestaltung und Rezeption von primitiver, d.h. nonverbaler Kunst. Dort werden ganzheitliche Kenntnisse und Fertigkeiten in ästhetische Formen umgesetzt, die sich wiederum dem Betrachter nach folgender Fragestellung erschließen lassen: „In welchem Ausmaß wurde im Kunstwerk die Integration von bewussten und unbewussten Wissen in entsprechende Formen transformiert?“ (vgl. Bateson 1981, S. 183, 194, 206). Diese Frage nach dem Informationsgehalt des Kunstgegenstandes wird zum Teil auch von vielen KunstrezipientInnen gestellt, wenn z.B. nach einem Kino- oder Galeriebesuch eine Diskussion über verschiedene Interpretationen entsteht.

Dass es überhaupt zu dieser Abklärung verschiedener Auffassungen kommt, wäre bereits die Beantwortung der oben gestellten Frage, dass im Kunstwerk eine Menge an ganzheitlichem Wissen eingeflossen ist, das sich aber den KonsumentInnen individuell nur begrenzt erschlossen hat. Umgekehrt wäre ein Kunstwerk nach dieser Perspektive weniger bedeutsam, würde es nur wenige, für alle RezipientInnen dieselben Assoziationen und Schlüsse zulassen. Doch sind für Bateson nicht unbedingt die Inhalte der Informationen interessant und er geht vor allem der Frage nach, wie ein/e KünstlerIn sein/ihr Wissen integriert und wahrnehmbar macht. Bateson sieht v.a. in nonverbalen, kreativen Ausdrucksformen der Kunst die Möglichkeit, ganzheitliche Potentiale auszudrücken, um damit eine gewisse - durch menschliche Rationalität verloren empfundene - Unschuld bzw. „Grazie“ des Menschen wieder herzustellen.

3. Beziehungen als Erkenntnisobjekt

Bateson's Vorschlag zur Wahrnehmung von Kunst, möglicherweise der Wahrnehmung aller sozialen Gegenstände und vielleicht sogar aller ökologischen Ausformungen im Allgemeinen, ist die Fokussierung auf „Beziehungsmuster“ durch Kombination/Integration/Bezugnahme von bewussten und unbewussten Denkprozessen. Der Wissensreichtum real existierender und imaginärer Beziehungen, über den unser Geist verfügt und womit wir an Gegenstände herantreten, sie formen und beschreiben können, wird aber in einem gegebenen Moment vom Bewusstsein nur selektiv abgerufen. Es würde sich sonst um einen totalen Bewusstseinszustand handeln, der sicherlich durch Handlungsunfähigkeit, Verzerrter Realitätswahrnehmung und der Ohnmacht, dieses Wissen nur annähernd vollständig mitzuteilen, gekennzeichnet wäre. Diese Unmöglichkeit bestätigt auch Niklas Luhmann's Ansicht, dass ein Beobachter nur Ausschnitte eines durch unzählige Zusammenhänge aufgebauten Systems feststellen kann (vgl. Luhmann 2004, S.94). Doch sogar Luhmann's Trivialmaschinen könnten nach Bateson nicht vollständig nach ihrem Zustandekommen hinterfragt werden, wenn man deren historische, technische, kognitive usw. Entstehungsbedingungen miteinbezieht. Ungleich schwieriger ist demnach das Wirken innerhalb und zwischen sozialen Systemen zu erklären, deren Handlungs- oder Interaktionsstrukturen - wie selbst jene des einfachen Beobachters - durch bewusste wie unbewusste Prozesse stets von neuem gebildet werden. Für Gregory Bateson schien deshalb eine Betrachtung der Realität in Beziehungsformen bedeutend zu sein, anhand deren er vergleichbare Abläufe feststellen konnte und psychologische Schlüsse auf die ungreifbaren höheren Logiken des Unbewusstseins zulassen. Bateson dürfte davon ausgehen, dass sich das unbewusste Wissen aus der Summe aller Beziehungs-Erfahrungen bzw. aus deren gemeinsamen Grundeigenschaften bildet (vgl. Bateson 1981, S.200). Diese (bis zu einem falsifizierenden Erlebnis) immer wahren Muster wenden wir täglich an, und sie dürften abseits unserer bewussten Wahrnehmung die Kontingenzen unseres Umgangs in einem funktionablen Rahmen steuern. Wenn das Erkennen von Zusammenhängen üblicherweise als Intelligenz, Abstraktionsfähigkeit oder Rationalität bewertet wird, wird dies unbewusst scheinbar mühelos bewältigt, indem es Subjekt und Objekt nicht weiter betrachtet, sondern die wahrgenommenen

Beziehungen zwischen diesen zu einem verfügbaren Ganzen integriert.

Wie können nun die gewussten wie die realen Beziehungen zwischen Menschen oder Dingen unter Berücksichtigung eines begrenzten Bewusstseins auf gemeinsame Muster hin rational beschrieben werden? Dazu scheint zuerst die Pragmatik Luhmann's sinnvoll, nur soweit Feststellungen zu treffen, wie „für mich gilt, was für das (beobachtete) System gilt“ (2004, S.60ff). Mit diesem Abgleich wird den Grenzen des Bewusstseins Rechnung getragen, indem der Forscher zugesteht, sich (temporär) nur eingeschränkt *selbsterfahrene* Beziehungskennntnisse bewusst machen zu können, die aber mit Kenntnissen beteiligter Personen bestätigt, abgeglichen, erweitert oder falsifiziert werden können. Die Frage nach einer qualitativen oder quantitativen Prüfung dieser Feststellungen wird sich nach Komplexität und Größe des Beziehungssystems richten müssen. Die Regel zur Beschreibung wahrgenommener Beziehungen durch „Selbstbeschreibung“ schützt aber nicht nur vor überzogenen „Stammtisch-Weltsichten“: es erübrigt sich damit nach Luhmann auch die Debatte zwischen *analytischer* und *konkreter Forschung*: sowohl in einem historischen Verlauf neue feststellbare Beziehungsformen als auch immerwährend vorhandene Grundmuster der Realität könnten bestimmt werden, sofern man selbst Teilnehmer dieser Muster ist. Die Arbeit der WissenschaftlerInnen, ob als RealistInnen oder KonstruktivistInnen, sollte sich demnach darauf konzentrieren, operative Gemeinsamkeiten zwischen der Eigenerfahrung und der „Selbstbeschreibung“, d.h. der Wirksamkeit eines beobachteten Gegenstandes festzuhalten.

Ein von G. Bateson selbstreflexiv festgestelltes Grundmuster menschlicher Kommunikation könnte als „AB-Schema“ bezeichnet werden, wo auf eine Art kommunikativen Stimulus (A) oder einer Aktion ein darauf bezogener Response (B) bzw. eine Reaktion folgt, die wiederum in einer Be-/Verstärkung (AB) des Stimulus und des Response mündet. Diese Be-/Verstärkung stellt im Kommunikationsprozess sowohl einen neuen Stimulus des künftigen Interaktionsverlaufs als auch einen Response des vorher Gesagten dar. Im Gesprächsverlauf werden so mit jedem Signal Erwartungen über die Kontingenz der Beziehung beidseitig ausgetauscht in (oftmals) unbewusster Kenntnis darüber, dass jedes Signal vom darauf folgenden positiv oder negativ verstärkt werden kann. Diesem Schema scheinen im Laufe sozialer Erfahrungen unsere Interaktionen mehrheitlich zu folgen, wenn auch für das Bewusstsein mehr die Inhalte (Informationen) zählen als die Systematik des Austauschs. Steht bei einer Interaktion die Beziehung selbst stärker im Vordergrund, etwa bei einem Verkaufs- oder Liebesgespräch oder einer „kulturlosen“ Beziehung, werden üblicherweise den Erwartungen des Gegenübers und dem Gesprächsverlauf mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Das Bewusstsein sucht im Repertoire des Geistes nach bekannten Kontingenzlösungen des Umgangs und bildet ihn zugleich durch neue Erfahrungen aus. Was davon tatsächlich dort „gespeichert“ wird, kann hier nicht diskutiert werden, aber es scheint dies eine Logik zu sein, die passende Teile des konkret Wahrgenommenen in eine Gesamtheit integriert. Diese Gesamtheit bestimmt auch die

kommunizierten Erwartungen und folglich unsere Interaktionskontingenzen (vgl. Bateson 1936, 231ff.). Der Common-Sense, eine sachliche Gesprächsführung einer emotionalen vorzuziehen, kann aus der Erkenntnis entstanden sein, dass sich Aussagen gegenseitig in jede Richtung aufwiegen können. Dazu werden jedoch mehr oder weniger häufig Erfahrungen notwendig gewesen sein, die im Unbewussten angesammelt und verfügbar gehalten wurden.

Ein typisches Beziehungsmuster, in das wir uns selbst und die Welt laufend einbetten ist die Kausalität, die nach Luhmann „formal gesehen, ein Schema der Weltbeobachtung ist.“ (vgl. 2004, S.94). Unsere einmal getroffenen und im Unbewusstsein verankerten Beziehungssetzungen sind die notwendige Grundlage für weiteres Lernen, wissenschaftliche Arbeit oder auch Interpretation von Kunst. Unsere *Beziehungen* basieren in Summe mehrheitlich auf unbewusste Kenntnisse über Wirkungen zwischen Elementen, wobei die Elemente im Hintergrund stehen bzw. nur Anwendungsbeispiele eines höheren operativen Zwecks zu sein scheinen. *Kausalität* bezeichnet lediglich die Kenntnis über eine Veränderung von Relatas und beeinflusst eventuell weitere damit verbundene größere und kleinere Elemente. Beziehungen im Allgemeinen jedoch müssen nicht unbedingt die Relatas verändern, aber lassen aus diesen einen neuen Gegenstand (z.B. einen Kontrast oder eine Grammatik) bestimmen. Sie können kausale Veränderungen der Relatas beinhalten, können aber ebenso nach ästhetischer, irrationaler, etc. Beliebigkeit verlaufen. Für Gregory Bateson schienen die Realitätsmuster nicht notwendigerweise kausale Beziehungen zu sein bzw. dürfte er physikalisch nicht-messbare, nicht-funktionale, fantastische, usw. Bedeutungen ebenso gemeint haben. Er vermittelt im Text die fantasievolle Wahrnehmung von Beziehungen als aufschlussreiche Methode der Weltbeobachtung, ermöglicht durch die Integration bewusster und unbewusster Denklogiken. Bei Niklas Luhmann sind Kausalitäten ebenfalls nicht vordergründig relevant, in dem er die Realität in Systeme zusammenfasst, wovon die lebenden Systeme unter ihnen lediglich Beziehungen bzw. Kopplungen eingehen können, die aber sie alleine bestimmen und für den Beobachter daher nicht als Kausalitäten im Sinne direkter Beeinflussung bezeichnet werden können.³ Ein Beispiel: ich greife einzelne Aussagen Batesons auf, die mich irgendwie faszinieren/interessieren, aber nutze und verarbeite sie auf eine Weise, die am Ende verhältnismäßig wenig mit den ursprünglichen Themenstellungen zu tun hat.

3. (Fantastisch festgestellte) Beziehungen zwischen Primär-, Sekundärprozess und Sprache

Das Unbewusstsein dürfte nach Bateson's Ausführungen ein multivariates Wissen über ein Kontingent von Beziehungen auszeichnen, das die Relatas Ich – Andere bzw. Ich – Umwelt beliebig darin einbindet (vgl. 1981, S. 197). So kreisen Träume häufig um dieselben Beziehungsvorgänge, während die Bezugspersonen zum Ich sich ändern oder eine untergeordnete Rolle spielen. Im freien Assoziieren, Tagträumen oder „Abschalten“, vielleicht graduelle Hybridzustände bewusster und unbewusster Wahrnehmung, beschäftigen

³ Kausalität in empirischer Forschung festzustellen ist demnach nur bedingt erreichbar, da sie Bedeutungshomogenität voraussetzt, die im Grunde erst belegt werden muss.

wir uns spielerisch mit wichtigen Verhältnissen zur Umwelt, während wir vordergründig scheinbar weniger relevanten Tätigkeiten nachgehen. Varianten eines intensiven Bewusstseinszustandes könnten ein Aha-Erlebnis oder auch der Versuch sein, assoziativ abgerufene Bezüge zur Umwelt (Sinnverweise) in Sprache zu übersetzen und z.B. in einer Seminararbeit festzuhalten. Dabei wird man vor allem dann mit dem Problem der Übersetzung konfrontiert, wenn es sich bei den Gedanken um bisher noch nicht in dieser Form kommuniziertes Beziehungswissen handelt. Eine solche (wie in fast jedem Satz hier) festzustellende Beziehung von Geist und Sprache könnte z.B. sein, dass wir mit „intensivem“ Unbewusstsein ungleich mehr Bedeutungen gleichzeitig verarbeiten können und wir dann unsere Kommunikationsformen dieser Komplexität entsprechend aufwendig konstruieren müssen, um uns zufriedenstellend ausdrücken zu können. Das Wort „Beziehung“ schließt wahrscheinlich mehr Bedeutungen über die Wirkung zwischen Elementen ein als der Begriff „Kausalität“; „Bilder sagen mehr als Worte“; „orchestrale Musik birgt mehr Kompositionsmöglichkeiten als Rockmusik“: alle Subjekte sind auf dem Papier Äußerungen subjektiv wahrgenommener, mehr oder weniger komplexer Wirkungen. Deren qualitative und quantitative Bedeutung kann durch Kommunikationsprozesse präzisiert, eingeschränkt oder erweitert werden. Doch lassen uns offensichtlich reale Musik oder Bilder – rezipiert in einem entspannten Zustand - unbewusstes Wissen deutlich umfangreicher erschließen als Sprache. Bateson beherzigt in seinen Arbeiten seine eigene These über den Unsinn totalen Bewusstseinsstrebens und verbalen Ausdrucks, indem er seine Begriffe kaum näher definiert und damit dem/der LeserIn viele Deutungen offen lässt.

Möglicherweise zwingen uns die ökonomischen Grenzen des Bewusstseins dazu, Beziehungsgeflechte, die uns aktuell beschäftigen, in Subjekte und Sinneinheiten (hier z.B. Bewusstsein, Geist, Ganzheitlichkeit, Seminararbeit, Studium,...) zusammenzufassen und von weiteren damit zusammenhängenden Relationen abzugrenzen, d.h. redundante Sinnverweise einzugrenzen (Luhmann: „Der Text ist die Darstellung eines Kalküls.“ 2004, S.70ff:). Unser Bewusstsein könnte sich vielleicht nach und nach erst durch wiederholende Subjektfeststellungen aufgebaut haben, die ein Kontingenz von operativen Beziehungen miteinschließen (und aufgrund identer Sinneswahrnehmungen und dann durch Sprache ausgetauscht werden konnten) und den Rest im Unbewussten belassen. Es bildete sich demnach aus Reduktionen von Zusammenhängen zwischen Elementen zu neuen Elementen, die ohne der Kenntnis ihrer innewohnenden Wirkung niemals bedeutend werden könnten. Doch haben in Symbolen sozial teilbar gemachte Identifikationen den immanenten Nachteil, dass sie vorerst nicht näher deren internes und externes Wirken (im kausalen wie nicht-kausalen Sinn) beschreiben und erst durch Eigenerfahrung des Rezipienten mit Bedeutung aufgeladen werden. Der Satz „Ich Tarzan, du Jane“ beispielsweise ist jedenfalls durch erlernbare grammatikalische Beziehungen gekennzeichnet, doch wollte Tarzan zu Jane womöglich in eine „dynamischere“ Beziehung treten, als erst über das Konstrukt Sprache eine komplizierte Identifikations- und Verständigungslogik für künftige Interaktionen aufzubauen. Für ihn hätte vielleicht die bloße Beziehungserfahrung gereicht, die alles

offen lässt, ohne seine unverfälschte Wahrnehmung durch Differenzierung der Realität einzuschränken. Auf weitere Sicht erlaubt uns aber die Zusammenfassung unseres Wissens über Verhältnisse zu Subjekteinheiten die Loslösung oder zumindest Zurückstellung vom Ich aus der Relation und sogar das abstrakte Vernetzen variabler Subjekteinheiten usw., also kognitive Erkenntnis und in deren Folge humane Errungenschaft. Im potentiellen Verlust des Ichs aus der eigenen Verstrickung in die Materie durch Sprache könnte das Problem einer verlorenen Grazie des Menschen verborgen liegen.

Die Logik des menschlichen Bewusstseins hat den klaren Vorteil gegenüber anderen Bewusstseinsformen, dass wir damit versuchen, Beziehungskomplexität auf einen begrenzten Bereich in Zeichenform zusammenzufassen, die dann in einer kulturellen Verständigungsform interpersonell ausgetauscht werden kann. Die Bestimmung eines Gegenstands durch ein Zeichen oder eine Mitteilung, die verständliche Informationen über „unsere“ Realität enthält, ermöglicht den Austausch, Abgleich und Manifestierung unseres Wissens über Struktur und Information. So ist es z.B. für viele eine übliche Methode, durch Aussprechen oder Niederschrift eigener Gedanken (Tagebücher, Memos,...) dem Bewusstsein nach Bedarf auf die Sprünge zu helfen. Realität wird folglich durch Reduktion in Begriffe stärker bewusst und veränderbar gemacht. Doch ist mit dieser Komplexitätsreduktion in Sprache auch der „Fluch“ verbunden, dass im Grunde vorhandenes Wissen über Zusammenhänge ausgespart bleibt. Obwohl die Symbole innerhalb einer Kultur gleich sind, werden die von ihnen repräsentierten Beziehungen sehr unterschiedlich festgelegt. Eine extrem arbeitsteilige und kommunikativ konstruierte Welt löst damit unweigerlich Probleme aus, die aus dem Widerspruch von unbewusster Ganzheitlichkeit und bewusster (wenn auch ungewollter) Ausblendung von Wirkungen resultiert. Diese oft verheerende Problematik bleibt den Tieren erspart, deren Bewusstsein und Verständigung (deren Identifikationen) einen offenen Charakter haben und sich augenscheinlich auf real wahrgenommene Relatas beziehen. Tiere verändern damit die Realität in einem viel kleineren Rahmen als der Mensch und werden kaum vor dem Problem eines nicht-intendierten Effektes stehen, weil sie ihr Vorgehen nicht über eine abstrakte oder „externe“ Zeichenlogik planen.

Man könnte auf radikale Weise behaupten, dass erst die Identifikation eines Gegenstands als Einschluss einer bestimmten und Ausschluss der restlichen Realität Begriffsbildung und Sprache ermöglichte. Bewusste Prozesse als Identifikationen, z.B. von Gefahren, und deren Austausch mit anderen waren sicherlich eine Notwendigkeit im Evolutionsprozess, was wohl auch Tiere begrenzt vornehmen. Mit der Ausprägung des Sprachorgans und des Wortschatzes entstand jedoch irgendwann die Möglichkeit, über Themen wie Personen zu sprechen, die für eine unmittelbare Situation gar nicht lebensnotwendig waren. Diese Überflüssigkeit der evolutionären Errungenschaft bewusster Identifikation und deren Symbolisierung in Sprache führte sowohl zum „Tratsch“ als auch zu abstrakten Auseinandersetzungen wie z.B. in Form dieser Arbeit und beides kann zweifelsfrei nach dessen Sinn hinterfragt werden. Doch dazu ist bereits erneut das

identifizieren eines gewissen Rahmens oder Kontextes notwendig, wonach sich der Sinn und Zweck einer Tätigkeit richten soll.

Realitätsunterscheidungen bzw. Differenzsetzungen im Sinne Luhmanns dürften unabhängig vom Grad ihrer Abstraktion zuerst rein bewusste Leistungen sein, die mit der Häufigkeit ihrer Prozessierung als funktionale Sinn- und Zweckvorgaben mehr und mehr unbewusst angewendet werden (und manchmal gar nicht mehr erklärt werden können). Die erstmalige Feststellung einer guten oder bösen Eigenschaftlichkeit mag irgendwann einer selbstreferentiellen Realitätsunterscheidung entspringen sein, die sich viel später - sowohl als idealistisches Handlungsmuster argumentierbar wie als normative Handlungsorientierung unbewusst angewendet – sehr stark verbreitet hat.

Stellt man sich die Frage nach einem Zweck der Existenz des Ichs im Verhältnis zur Gesellschaft⁴, mag eine Antwort darauf sein, die Fähigkeit zu entwickeln, eigene Gefühle und Intentionen in intersubjektiv interpretierbare Einheiten und Symbole zu reduzieren, um sich und damit Gesellschaft zu „realisieren“. In wie weit der Austausch vorhandenen Wissens oder Bedeutungen für Individuen ein idealistisches Anliegen oder nur Mittel eines Selbsterhaltungszwecks ist, muss hier beiseite gelassen werden, es würde sich aber daraus, neben Geldwirtschaft, Arbeitsteilung und anderem die bis heute andauernde Differenzierung vieler Gesellschaften erklären. Es ist aufgrund zunehmend individueller Lebensverläufe jedenfalls davon auszugehen, dass jede Person mehr oder weniger von der Fähigkeit reflexiver Selbstidentifikation und -distinktion Gebrauch macht. Die Notwendigkeit, wahrgenommene Realität in Sprache zu fassen, nimmt mit dem Grad der sozialen Integration einer Person zu. Es könnte somit die weitere radikale Feststellung getroffen werden, dass mit zunehmender Arbeitsteilung, verlängerten Interaktionsketten etc. die Sprache unser Denken auf ihre Logik hin strukturiert. Das Bewusstsein muss jedenfalls zum einen die Struktur der Sprache verwenden und zum anderen die Strukturen des Fühlens, Träumens und sinnlichen Empfindens interpretieren können. Je nach Richtung und Präferenz, der wir der Bildung neuer Einheiten im Bewusstsein zumessen, differenzieren sich scheinbar analog oder im wechselseitigen Austausch die Codes, in die wir diese Einheiten transformieren. So entstehen mit der Differenzierung immer mehr berufsspezifische Fachsprachen oder hat sich die seit Jahren sehr populäre Rockmusik in unzählige Genres weiterentwickelt, sprachlichen wie instrumentalischen Ausdruck verwendend. Künstler bemühen sich häufig um den Ausdruck latenten Wissens, in dem sie ihren Körper, Töne oder Materialien so formen oder anordnen, dass Mitmenschen selbstreferentiell Informationen oder sogar Zwecke ohne den Umweg des sprachlichen Austauschs erschließen können. Gegenwärtig kann jedoch ein Trend zum verbalen Ausdruck festgestellt werden, indem Realität vielleicht stärker als früher in Begriffen wahrgenommen, als nur „gelebt“ oder

4 Im *Wörterbuch der Soziologie* (UTB, 2.Auflage 2002) wird „die Differenz zwischen dem eigenen selbst und dem anderen wahrzunehmen“ als eine wesentliche Grundeigenschaft des Bewusstseins nach Popper/Eccles angeführt.

„gefühl“ wird.⁵

4. Resümee

Das Feststellen eines kognitiven Sinns in sozialen Erscheinungen wird erst durch die Reduktion wahrgenommener Beziehungen in Substantivierungen erlaubt, die wir mittels Sprachlogik künstlich in Beziehung zueinander setzen. Eine räumlich und zeitlich in stetigem Ausmaß verbunden erscheinende Welt kann mit dieser Konkretisierung in Einheiten bewertet werden. Der Bedarf nach „Einheiten“ wird mit der Komplexität des beobachteten Gegenstands augenscheinlich mehr, so haben sich etwa bis zu diesem Punkt des Textes durch oftmaliges Überarbeiten immer kleinere Absätze geformt, die Autor wie LeserIn die Bewusstmachung und Sinnreduktion erleichtern. Wenn nun Sprache (vielleicht auf zunehmende Weise) kommunizierbare Struktur bzw. Teilabbild der bewussten Logik unseres Geistes ist, kann deren Ausbildung und das Bemühen um individuell sinngemäße Anwendung als Schlüssel zur Selbstbestimmung gesehen werden. Sie ist Indikator für subjektive Intentionen und lässt Rückschlüsse auf die wahrgenommenen Zusammenhänge ihrer AnwenderInnen zu, womit soziale Kontingenz beeinflusst und erforscht werden kann. Doch erst wenn ein entsprechendes Wissen über mögliche Strukturen der Semiotik erlernt und dessen was sie beinhaltet, der Semantik, erfahren wurde, d.h. im Unbewussten abrufbar ist, können Deutungen der Realität zu allgemein geltende Bedeutungen transformiert werden.

Es kann die Schlussfolgerung getroffen werden, dass durch bewusste Erkenntnis und deren Wiederholung sich das Unbewusstsein wie das Bewusstsein zugleich ausbilden. Der Vorgang dazu müsste in einer rekursiven Weise so verlaufen, dass „Grundregeln der Beziehungen (solange sie wahr bleiben, Anm.) ins Unbewusste versenkt werden“ (vgl. Bateson, 1981, S. 200). Dieses Wissen wird fortan angewandt bis es zu einem bewussten Erlebnis der Nicht-Anwendbarkeit einer Regel kommt und diese durch eine andere Regel ersetzt oder ergänzt und wieder versenkt wird. Dazu trägt das Ausmaß unserer Erfahrungen bei, die zum einen das Risiko der Falsifizierung von Gewohnheiten mit sich bringen können, zum anderen aber unseren Geist mit Kenntnissen füllen und uns später mittels unbewussten Denkschemen von Beziehungen das Leben durch „Gewohnheiten“ vereinfachen, neue Ausdrucksformen ermöglichen und uns laufend mit neuen Gedanken versorgen. Die ästhetische oder fantasievolle Betrachtung der Realität vereinfacht für Bateson die Verknüpfung von Beziehungsketten. Das bloße Unbewusste kann ungleich mehr dieser Verknüpfungen bewerkstelligen, während das Bewusstsein durch Subjektivierungen und deren Bewertung in einem Rahmen (Sinn, Zweck) nur Ausschnitte derselben wahrnimmt. Niklas Luhmann's Sichtweise scheint sich mehrheitlich auf bewusste Prozesse zu konzentrieren, die sozialen Systemen die gemeinsame Eigentümlichkeit der Reduktion von Realität in symbolische Sinneinheiten verleihen, welche sie dann mit anderen Systemen ausverhandeln können. Bateson's Systemtheorie stellt den Einfluss unbewussten

5 Eva Illouz stellt in ihrem Buch *Gefühle im Zeitalter des Kapitalismus* (Erste Auflage 2006, Suhrkamp Verlag) einen zunehmend rationalisierten Umgang des Austauschs von Gefühlen fest.

Wissens auf Kontingenz in den Vordergrund. Dieses Wissen scheint sich einer sprachlichen Formulierbarkeit zu entziehen.

Um wahrgenommene Zusammenhänge für uns und andere nachvollziehbar zu machen, hat es sich möglicherweise etabliert, sie zuerst in theoretische Kausalitätsketten einzubinden, die uns im Hinblick auf erfahrene Realitätsmuster als sinnvoll erscheinen. Wir könnten sie aber genauso gut, wie von Bateson beschrieben, durch weniger generalisierte Kommunikationsformen wie z.B. Malerei oder Tanz darstellen. Wurden in einem Bereich neue Beziehungen entdeckt und auch dokumentiert (sowohl in Text oder in Kunst), kann auf diese Bezug genommen und Handeln argumentiert oder sozial anerkenbar gemacht werden - dieser Systematik bedient sich auch ein/e KünstlerIn, um sein/ihr Werk zu erklären. Während die Wissenschaften augenscheinlich Kausalitätsmuster (veränderlicher Relatas) feststellen müssen, um ihre Erkenntnisse intersubjektiv begreifbar zu machen, wird der Kunst mehr Raum für die Arbeit mit unterschiedlichsten Wirkungen zugestanden, die in ihrer Dynamik Gegenständlichkeit nicht nur verändern, sondern überhaupt ermöglichen. Die Kunst kann somit wesentlich schneller und effizienter Wirklichkeit vermitteln als eine Wissenschaft, die sich mit vergleichsweise statischen Vorher-Nachher-Zuständen beschäftigt.

Verwendete Literatur:

Gregory Bateson, Stil, Grazie und Information in der primitiven Kunst. In: *Ökologie des Geistes*. S. 182 – 212, 1981, Frankfurt am Main. Suhrkamp Verlag

Gregory Bateson, A Social Scientist Views the Emotions. In: *Expression of the Emotions in Man*. S. 230-236, 1936, New York. International University Press

Niklas Luhmann, *Einführung in die Systemtheorie*, S. 11-141, 315-323, 2. Auflage 2004, Heidelberg

Helmut Staubmann, Sozialsysteme als selbstreferentielle Systeme. In: Morel et. al. *Soziologische Theorie*, S. 218-239, 7. Auflage 2001, R. Oldenburg Verlag

Beate Hofstadler, *Zur Methodik qualitativer Sozialforschung*, 4. Auflage 2006, ÖH-Skript JKU Linz

Günter Endruweit, Gisela Trommsdorff, *Wörterbuch der Soziologie*, 2. Auflage 2002, UTB Verlag

Eva Illouz, *Gefühle im Zeitalter des Kapitalismus*, Erste Auflage 2006, Suhrkamp Verlag